

Der entlarvende Blick des Sportreporters

„Als Reporter müssen Sie hundertprozentig ins Geschehen gehen“, sagt der Journalist Rolf Kunkel. Für eine seiner letzten großen Sportreportagen, „Tod am vierten Hindernis“ über ein brutales Pferderennen im tschechischen Pardubitz, wurde er 1980 mit dem Kisch-Preis ausgezeichnet. Im Gespräch mit Annika Giese und Jana Kühle spricht er über das „Schlachtfest“ in Pardubitz, das sinkende Niveau des Kisch-Preises und erklärt den Zusammenhang zwischen einer guten Verdauung und einer gelungenen Reportage.

Herr Kunkel, mit Ihrer Reportage „Tod am vierten Hindernis“ über das für Reiter und Pferd brutal-gefährliche Hindernisrennen in Pardubitz (ehemalige CSSR) haben Sie 1980 den Egon Erwin-Kisch-Preis gewonnen. Warum?

Rolf Kunkel: Ich habe geschildert, wie Massen von Zuschauern ein großes sportliches Ereignis hautnah miterleben, bei dem verletzte Pferde nach dem Rennen mit einem Bolzenschuss getötet werden. Am Ende kommt der Schlachter, um das Fleisch abzuholen. Die sprachliche Darstellung der Diskrepanz zwischen sportlicher Höchstleistung, Tod und Tierquälerei hat meines Erachtens den Ausschlag gegeben. Damals gab es meist nur 1:0 Sportberichterstattung in den Medien: Torschütze war Meier in der 89. Minute. Da gab es kaum Hintergründiges.

Berichten Sie uns etwas vom Entstehungsprozess Ihrer Reportage.

Kunkel: Die Idee resultierte aus einer gewöhnlichen Meldung einer Nachrichtenagentur – eine kleine Meldung auf der letzten Seite im Vermischten. „Beim Hindernisrennen in Pardubitz sind drei Pferde getötet worden, mehrere Jockeys befinden sich im Krankenhaus.“ Vielleicht war es auch eine Sensationsmeldung: „Schlachtfest in Pardubitz“. Damals dachte ich: Donnerwetter, was heißt hier Schlachtfest in Pardubitz? Da muss man doch mal genauer hingucken. Was läuft denn da ab?

Wie sind Sie weiter vorgegangen?

Kunkel: Ich habe versucht – und das war damals sehr schwer - mir Material zu besorgen. Heute benutze ich das Internet, um mir Informationen zu beschaffen, damals war das undenkbar. Ich bin mit mühsamen Telefonaten in die Tschechoslowakei an die Veranstalter herangekommen, von denen einige auch deutsch sprachen. Deren Informationen und die Fakten, die ich in Zeitungen fand, habe ich schriftlich zusammengefasst. Das macht man auch heute noch: Man schreibt ein kurzes Exposé von etwa zehn Zeilen. Damit muss der Redakteur des Magazins überzeugt werden. Jeder Redakteur geht damit ein Risiko ein, denn keiner kann ihm sagen, dass die Geschichte gut wird – auch der Schreiber nicht, der das Thema vorgeschlagen hat. Das ist ein bisschen wie Roulette spielen.

Das Jagdrennen über feste Hindernisse birgt nicht nur für die Pferde eine hohe Verletzungsfahr. Sind Sie durch Ihre Vorrecherchen nicht sehr voreingenommen nach Pardubitz gefahren?

Kunkel: Auf jeden Fall. Ich habe mir vorher ein Bild gemacht: Es kracht! Wild West! Die haben da keine Regeln.

Ihr Bild wurde bestätigt.

Kunkel: Unbedingt! Schauen Sie sich die Bilder der Reportage an. Zum Beispiel das Foto vom Zieleinlauf. Die ersten Pferde hatten keine Reiter mehr auf dem Rücken. Die mussten alle ärztlich behandelt werden. Das Bild vom vierten Hindernis zeigt stürzende Pferde, Jockeys, die mit dem Kopf auf den Boden prallen, eine Menge Blut – das war wie im Krieg. Als wenn an diesem Hindernis eine Bombe explodiert wäre. Dann gibt es auch dieses nachdenkliche, melancholische Bild eines Stalljungen, der das siegreiche Pferd am Zügel hält. Sie müssen sich vorstellen: Der kennt sein Pferd natürlich ganz anders. Jeden Morgen reitet er das Tier aus, wenn es noch frisch und fröhlich ist und jetzt kriegt er diesen heruntergekommenen, völlig ausgelaugten Zossen wieder.

Wie viele Fotografen haben Sie begleitet?

Kunkel: Ich war mit sechs Fotografen dort. Das war die größte Fotografenbesetzung, die ich bis zu dem Zeitpunkt überhaupt bei einer Reportage hatte. Ich glaube, heute wäre das gar nicht mehr möglich. Einer dieser Fotografen stand am richtigen Platz. Man wusste ja nicht genau, wo sich die Dramen abspielen würden. Man muss auch als Journalist ab und zu Glück haben. Es nützt nichts, ein guter Schreiber zu sein. Im entscheidenden Moment brauchen Sie ein bisschen Glück, denn sie haben keinen Einfluss darauf, wie die Fotografen arbeiten. Stehen sie am richtigen Ort? Haben sie die richtige Belichtung? Tausend Sachen können passieren. Gibt es keine guten Bilder, wird die Geschichte vielleicht gar nicht gedruckt. Aus. Ende. Pech gehabt. Aber wenn Sie gute Fotos haben, überzeugen Sie die Jury nicht nur mit dem Text, sondern vielleicht auch mit den Bildern.

Soll das heißen, die Jury hat die Bilder in die Bewertung mit einfließen lassen?

Kunkel: Vielleicht unwillkürlich. *Geo* war in den ersten Jahren eine Art Pflichtlektüre für Journalisten. Ich bin mir sicher, dass jeder der Juroren die Fotos kannte.

Sie beschreiben in Ihrer Reportage, wie die Fotografen ihre geschossenen Filme bei der Wache abgeben mussten. Können Sie uns etwas über die Arbeitsbedingungen erzählen, die Sie in Pardubitz antrafen?

Kunkel: Wir waren zwei Tage vor dem Rennen vor Ort. Es war der übliche Ablauf. Man kommt an, schaut sich um, meldet sich bei der Pressestelle an. Als nächstes hat uns einer der Helfer über den Parcours geführt. Am Tag des Rennens standen wir am vierten und gefährlichsten Hindernis der gesamten Strecke. Die Ordner wollten uns immer wieder zurückdrängen. Sie wussten natürlich, dass Fotografen, die sich so nah an die Hindernisse heranwagen, nur eins im Sinn haben: Schreckensbilder zu produzieren und damit die Veranstaltung zu diskreditieren. Dementsprechend haben sie immer wieder auf rüde Art versucht, uns zu schikanieren, sich vor die Kamera zu stellen. Als Journalist und Fotograf muss man sich dann eben durchkämpfen. Schwierigkeiten gab es auch deshalb, weil die Veranstaltung schon vor 1980 in Verruf geraten war. In Deutschland hatte das niemand mitbekommen. Wir waren die Ersten, die geschildert haben, was in Pardubitz abgeht. Ich bin sicher, dass die Rennen zuvor noch schlimmer waren. Das war wirklich „Wild West“. Ohne Rücksicht auf Verluste. Nicht nur die Pferde sind die Leidtragenden. Die Jockeys genauso. Sie riskieren Leib und Leben.

Das klingt nach einem äußerst emotionsgeladenen Ereignis. Fällt es Ihnen in einer derartigen Situation nicht schwer, sich als Reporter von den Gegenständen Ihrer Texte emotional abgrenzen?

Kunkel: Doch, natürlich. Es baute sich eine starke Spannung auf. Wir konnten das Rennen ja gar nicht richtig sehen, da wir zu ebener Erde standen. Das war anders als bei den Menschenmassen, die auf der Tribüne saßen. Der Start war ja ganz woanders. Wir aber konnten nur 30 oder 40 Meter weit sehen. Plötzlich kamen die Reiter hinter der Hecke des dritten Hindernisses zum Vorschein und wir hörten schon das Geschrei, den Sound der elektrisierten Menge. Ich schaute gebannt auf das heranstürmende Feld. In einem solchen Moment denkt man nicht daran, irgendetwas zu notieren.

Also funktioniert man in dem Moment nicht als Journalist, sondern ...

Kunkel: ... man ist Augenzeuge. Man ist Zuschauer. Ich war Zuschauer wie jeder andere auch. In diesem Moment gibt es keine journalistische Distanz mehr, im Gegenteil: Man wird hineingesogen in das Ereignis, wenn Zigtausende um einen herum toben. Als Reporter muss man mitten im Geschehen sein. Man kann sich nicht in hundert Metern Entfernung hinstellen und sagen: Jetzt schaue ich mir die Sache mal aus einem neutralen Blickwinkel an. Sie müssen voll reingehen. Die Kunst ist es, sich anschließend wieder herauszuziehen, sich emotional vom Geschehen zu lösen. Okay, wenn ich Reporter der *Bild* bin, würde ich wahrscheinlich sofort in die Tasten hauen: „Der Sanitäter neben mir riecht nach Blut“. Aber so entstehen keine anspruchsvollen Reportagen.

Heißt das, Sie haben den Text komplett nach der Veranstaltung geschrieben?

Kunkel: Ja, lange nach der Veranstaltung. Ich hatte drei Wochen Zeit. Die Zeit brauchte ich auch, um Distanz zu gewinnen und nicht zu emotional zu schreiben. Ich will Ihnen das so verdeutlichen: Zuerst nimmt man die ganze Veranstaltung in sich auf. Sie liegt wie ein Stein tagelang im Magen und muss erst mal verdaut werden. Nach ein paar Tagen kommt dann alles ganz langsam wieder hoch. Nun können Sie anfangen, die ersten Sätze zu schreiben, festzuhalten, was Ihnen in dem Moment gerade in den Sinn kommt. Ich schreibe ja nicht chronologisch und suche stundenlang nach dem ersten Satz, mit dem die Geschichte beginnen soll. Das wäre kein effizientes Arbeiten. Es kann zum Beispiel sein, dass ich die Szene in der Schlachtereier als erste geschrieben habe. Alles andere kommt dann peu à peu wie ein Puzzle. So entsteht schließlich die erste Fassung, dann die zweite, die dritte – die wie die anderen immer wieder überarbeitet wird.

Der letzte Satz der Reportage lautet: „Der Reiter hat feuchte Augen.“ Wir können hinzufügen: Der Leser auch. Wie neutral oder wertend darf oder muss ein Reporter schreiben?

Kunkel: Ich kann gar nicht neutral schreiben. Ich bin der Journalist Kunkel, ich gehe auf eine Veranstaltung, bilde mir meine Meinung und schreibe darüber. Das Reportageschreiben ist eine zutiefst subjektive Sache.

Über atmosphärische Beschreibungen gelingt es Ihnen, Standpunkt zu beziehen, ohne konkret Ihre Meinung zu äußern. Die Ironie scheint ein von Ihnen geliebtes Stilmittel zu sein.

Kunkel: Diese Art von Schreibe ist in mir drin. Wie die Reportage im Einzelnen entstanden ist, kann ich nicht sagen. Ein anderer Reporter, der mental ein bisschen anders gestrickt ist, würde den Text anders schreiben – nicht schlechter, nur anders. Ich habe ihn nun einmal so geschrieben. Es ist immer schwer, wenn mich Leute fragen: „Kannst du mir nicht erklären, wie ich einen guten Artikel schreibe?“ Ich kann zwar schreiben, aber ich kann mich nicht erklären. Ich wäre ein ganz schlechter Lehrer. Fragen Sie mal einen Maler, wie er ein abstraktes Bild gemalt hat.

Die Menschen in Ihrem Text sitzen lachend und essend in der Sonne, während sich unten auf dem Rennfeld alle auf das gefährliche Rennen vorbereiten. War es Ihre Absicht, die Verharmlosung eines brutalen Sportereignisses zu entlarven?

Kunkel: Ja, das ist natürlich bewusst geschehen. Die nahezu romantischen Beschreibungen, die sich mit sachlich-nüchternen Informationen abwechseln, habe ich bewusst eingesetzt, um die Kontraste herauszuarbeiten. Das ist ein ganz normales Stilmittel eines Reporters. Grausame Geschehnisse kommen am besten zur Geltung, wenn ganz nebenbei harmlose, friedliche Erlebnisse geschildert werden. Diese Schreibtechnik der Vermischung und der Gegenüberstellung ist von mir gewollt eingesetzt worden.

Das Feld des Pferderennens wird bei Ihnen zum „Schlachtfeld“. Damit spielen Sie auch auf die groteske Situation an, dass die verunglückten Pferde noch vor Ort getötet und in den Schlachthof gebracht werden. Haben Sie sich während des Schreibens auch als Sprachrohr der Tierschützer gesehen?

Kunkel: Überhaupt nicht! Vor Ort habe ich einfach nur Eindrücke gesammelt und die Informationen aufgeschrieben, an die ich durch Gespräche gekommen bin. Das waren zum Beispiel Gespräche mit dem Tierarzt, mit dem Veranstalter, vor allem aber auch mit den Jockeys, mit denen ich über ihr Verhältnis zu den Tieren sprach. Das ganze Ausmaß der Tierquälerei ist mir erst in dem Moment aufgegangen, als die „Bombe“ am vierten Hindernis explodierte. Die Pferde und Reiter flogen in dem Moment schlagartig durcheinander. Sie kamen über das Hindernis geschossen, mit den Beinen zuerst, die Körper teilweise quer in der Luft, die Jockeys landeten auf dem Boden. Pferde blieben liegen, weil sie entweder halbtot oder verletzt waren. Sofort liefen Helfer mit Bettlaken herbei und versperren den Fotografen die Sicht, so wie es heute überall gemacht wird, damit die Szenen des Schreckens nicht multipliziert werden. An Tierquälerei dachte ich nicht mal im Schlachthof, in dem das Pferdefleisch bereits Stunden nach dem Rennen verkauft wurde. Da geht es dann um Menschen, die einen Job machen. Frisches Pferdefleisch ist in Tschechien eine Delikatesse. Auch als der Tierarzt mit seinem Bolzenschussgerät ankam, habe ich nicht an Tierquälerei gedacht, sondern habe einen Mann beobachtet, der seinen Beruf ausübt. Ich bin in einem solchen Moment kein Kritiker, kein Tierschützer. Ich bin Beobachter.

Die Leser der Reportage jedenfalls waren empört. Nicht nur den Präsident des Deutschen Tierschutzbundes, sondern auch die Geo-Redaktion haben tausende Zuschriften erreicht. Waren Sie sich der Wirkung Ihrer Reportage als eine Art moralische Instanz bewusst?

Kunkel: Nein, keineswegs. Ich war mir zwar bewusst, dass meine Reportage eine Reaktion von Seiten des Tierschutzes auslösen könnte, aber nicht in dem Ausmaß, wie es dann tatsächlich geschah. Tierquälerei war damals ein sehr präsent Thema in Deutschland. Die Reportage hat großes Aufsehen erregt. Die Menschen waren regelrecht erschüttert. Etwa 50.000 Leserbriefe sind damals in der Redaktion eingegangen.

Haben Sie Briefe selbst gelesen?

Kunkel: Ein paar.

Was war der Tenor?

Kunkel: Dass das doch wohl nicht sein könne. Das sei ja empörend, dass so etwas als öffentliche Veranstaltung stattfindet und sich die Zuschauer daran ergötzen. Dass man dieses Rennen verbieten müsste. Das war der Tenor. Immer wieder. In allen Variationen.

Die *Geo* hat daraufhin zu einer Protestaktion unter dem Motto „Schluss mit der Schinderei“ aufgerufen. Was hatte es damit auf sich?

Kunkel: Die Menschen sollten protestieren und eine Postkarte, die dem Magazin beilag, ausfüllen. Diese Postkarten wurden säckeweise an die Veranstalter in Pardubitz geschickt. Zeitgleich wurden die Karten an Königin Elisabeth II. gesandt. Sie sollte ein vergleichbares Rennen, das Grand National in Liverpool, ebenfalls verbieten. Alle Hindernisrennen, bei denen die Pferde so gequält wurden, sollten verboten werden.

Waren die Proteste erfolgreich?

Kunkel: Ich habe das nicht im Detail verfolgt. Ich war auch nie wieder in Pardubitz, aber ich habe in den Folgejahren immer wieder die Zeitungsberichte gelesen. Aufgrund meiner Reportage waren bereits im darauffolgenden Jahr mehr Reporter vor Ort. An ihren Beschreibungen konnte ich sehen, dass das Rennen entschärft worden war. Es hat später längst nicht mehr so viele Stürze gegeben, nicht mehr so viele Verletzte. Und es kamen deutlich weniger Pferde ums Leben.

Hermann Schreiber, der zur Gründungsriege des Kisch-Preises gehört und jahrelang Jurymitglied war, sagte einmal, die Auszeichnung sei im Grunde konkurrenzlos gegenüber anderen Journalistenpreisen. Lediglich der Theodor-Wolff-Preis könne da noch mithalten. Sie haben beide Preise gewonnen. Welche Preisverleihung war die folgenreichere für Sie als Reporter?

Kunkel: Die folgenreichere war wohl die des Kisch-Preises, weil ich zu diesem Zeitpunkt im Magazinjournalismus tätig war. Als ich den Theodor-Wolff-Preis bekam, war ich noch jünger und arbeitete als Rundfunkreporter, sodass ich den Preis nicht im werbenden Sinne nutzen konnte. Der Kisch-Preis aber war für mich deshalb wichtig, weil er mir bei anderen Magazinen Türen geöffnet hat. Erhalten Sie den Nobelpreis für Physik, kommen Sie auch besser an Physikerstellen.

Mit der Bekanntgabe der Preisträger von 1994 behauptete der *Stern*, wer Kisch-Preisträger sei, sei „eine andere Schießklasse“. Ihre Zielschreibe – um in der Metaphorik zu bleiben – ist der Sport. Warum haben Sie es sich zur Aufgabe gemacht, die sich hinter der Showseite des Sports versteckte, oftmals erschreckende Wirklichkeit aufzudecken?

Kunkel: Das liegt in mir drin. Viele Reporter sind traditionell auf der Seite der Schwachen, auf der Seite derjenigen, die geprügelt werden, die keine Rechte haben. Früher war ich zum Beispiel oft in Haftanstalten, weil Sport für Häftlinge eine enorme Bedeutung hat. Wenn ein

Gefangener 23 Stunden am Tag eingeschlossen in der Zelle sitzt, ist es extrem wichtig, dass er sich fit hält, und sei es mit ein paar Yogaübungen. Ich versuchte damals, neuartig an den Sportjournalismus heranzugehen, den Sport aus der Enge der normalen Berichterstattung herauszuführen.

Wie sind Sie dazu gekommen, Sportjournalist zu werden?

Kunkel: Auch das ist ein Talent. Schon als kleiner Junge wollte ich Radioreporter werden – vor allem Fußballreporter. Als Zehnjähriger habe ich mir ein kleines Tonbandgerät gekauft, mich damit auf den Fußballplatz gestellt und geübt. Im Radio habe ich gehört, wie die richtigen Reporter sprechen und versucht, es nachzuahmen. Eines Tages habe ich dann ein Tonband zum Norddeutschen Rundfunk geschickt. Herbert Zimmermann, damals der größte Sportreporter überhaupt, hat mir daraufhin einen Termin gegeben und so habe ich als junger Mann meine erste Probereportage machen dürfen. Eigentlich war ich zu der Zeit Seemann und wollte Decksoffizier werden. Nach der Seefahrt bin ich dann zum Rundfunk und schließlich auch zum Fernsehen gekommen.

Warum hat es Sie trotz Ihrer Begeisterung für Rundfunkreportagen in den Printjournalismus verschlagen?

Kunkel: Vielleicht aus Eitelkeit. Ich war neidisch, wenn die Kollegen von der Presse wieder eine Reportage mit ihrem Namen darunter veröffentlicht hatten. Und ich? Was hatte ich? Ich wollte etwas Bleibendes in Händen halten. Das gesprochene Wort, das man mit halbem Ohr auf dem Weg zur Arbeit hört und das im Nichts verschwindet, genügte mir nicht mehr. Eines Tages hatte ich mich sozusagen totgesprochen. Rundfunk war für mich nicht mehr reizvoll. Ich wollte schreiben. Rausgehen und berichten. Also ging ich zum Stern, zum Spiegel und durchlief die Stationen, die man als Reporter üblicherweise durchläuft. Ich versuchte, mir einen Namen zu machen.

Das ist Ihnen gelungen. Als Sportreporter waren Sie bei den verschiedensten Sportveranstaltungen anzutreffen. Sie berichteten von spektakulären Rennen, von der Rekordjagd beim Tiefseetauchen und Sie sind mit den Hurricane Hunters im Flugzeug durchs Auge eines Wirbelsturms geflogen. 1998 schrieben Sie an einem Buch mit dem Titel „Faszination Sport“ mit. Was reizt Sie so sehr am Sport?

Kunkel: Ganz einfach: Man weiß nie, wie die Sache ausgeht. Das ist das Reizvolle am Sport. Es treten 22 Fußballspieler gegeneinander an und ich weiß nicht, wer das Spiel gewinnt. Es stellen sich zehn Läufer zum Hundertmeterlauf an die Startlinie und ich weiß nicht, wer in wenigen Sekunden der schnellste Mann der Welt sein wird. Es ist dieser Reiz des Ungewissen. Nehmen Sie den Fußball. Jeder Junge in Deutschland ist fußballbegeistert, weil er irgendwann selbst mal gegen das runde Leder getreten hat. Fußball ist kein Sport, es ist eine Leidenschaft. Eine Leidenschaft, die den Menschen das ganze Leben begleitet. Je älter die Leute werden, desto fußballverrückter werden sie. Ein 80-Jähriger wird noch auf dem Sterbebett sagen: „Mein letzter Wunsch? Mach mir noch mal die Sportschau an.“ Sport ist eine Leidenschaft, ein Hobby. Nichts, was der Arbeitgeber oder der Staat reglementieren kann. Es ist eine Herzenssache. Deswegen ist Sport so populär.

Wenn man Sie so reden hört, fragt man sich, warum Sie aus dem Sportjournalismus wieder ausgestiegen sind ...

Kunkel: Ich hatte keine Lust mehr dazu. Die Reportage, mit der ich 1980 den Kisch-Preis gewann, war eine meiner letzten großen Sportreportagen. Man braucht natürlich ein paar Jahre, bis man gut schreiben kann. Ich hatte mich als Sportjournalist so weit entwickelt, dass ich mich auch im allgemeinen Journalismus behaupten konnte.

Haben Sie in Ihrer Tätigkeit als Reporter Vorbilder gehabt?

Kunkel: Ja, einige. Neben dem Sportjournalisten Horst Vetten war Peter Sartorius als Reporter bei der *Süddeutschen Zeitung* eines meiner großen Vorbilder. Er konnte sich selbst auf unvergleichliche Weise in eine Geschichte einbringen und den Leser Schritt für Schritt mitnehmen und ihm dabei ein Gefühl geben, als wäre er selbst mit dabei. Sein Stil des „Herantastens“ an ein Thema hat mir sehr gut gefallen. Auch Jürgen Leinemann habe ich als politischen Journalisten bewundert. Seine Fähigkeit bestand darin, aus dem langweiligsten Zeug interessante Geschichten zu machen. Es gibt wenige Journalisten, die dröge Themen oder langweilige Politiker spannend darstellen können. Je älter ich werde, desto mehr bewundere ich junge Kollegen, die das schaffen. Sie haben einen schweren Job, der aber immer noch sehr reizvoll ist.

Was macht diesen Reiz aus?

Kunkel: Reporter beschäftigen sich mit dem Leben. Was erlebt dagegen zum Beispiel ein Flugkapitän? Er kommt auch viel herum in der Welt, aber was erlebt er? Nicht viel gemessen an einem Reporter, der mit unendlich vielen Dingen und Menschen nicht nur in Berührung kommt, sondern sich möglichst tief in sie hineinversetzen muss. Und täglich kann er Neues entdecken. Es ist ein spannender Beruf. Ob einer das Zeug zum Reporter hat, zeigt sich, wenn er sich durchbeißen muss, wenn er gegen die Wand läuft, bis er blutet. Es lohnt sich, alle Enttäuschungen und Frustrationen zu überwinden. Wenn er dann angerufen wird, um ein Interview in Rio zu führen oder für eine Reportage nach Japan zu fliegen – dann wird er die Sonnenseite des Berufes erleben, die durch nichts zu ersetzen ist. Das ist dann Adrenalin pur.

Werfen wir noch einen Blick auf die anderen Preisträger des Kisch-Preises. Können Sie eine Entwicklung in der Art des Schreibens ausmachen? Gibt es Trends bezüglich der Themensetzung?

Kunkel: Dazu kann ich so spontan keine Aussage machen. Ich muss jedoch generell sagen, dass die Ansprüche gefallen sind. Heutzutage können Sie den Kisch-Preis mit Leistungen gewinnen, mit denen Sie ihn früher nicht bekommen hätten. Dafür gibt es verschiedene Gründe.

Vielleicht liegt es daran, dass Reporter heute unter ganz anderen Bedingungen arbeiten müssen.

Kunkel: Das ist tatsächlich ein wichtiger Punkt. Während ich so lange in Pardubitz bleiben durfte, wie ich wollte, leiden Reporter heute unter chronischem Zeit- und Geldmangel. Die Umstände sind härter geworden. Ich bedauere die jungen Kollegen und bewundere sie zugleich, dass sie trotz der widrigen Umstände beachtliche Stücke schreiben. Die Redaktionen lassen ihnen in der Regel nicht mehr genügend Zeit für die Recherche. Als ich die Reportage über das Jagdrennen schrieb, hätte ich 14 Tage vor Ort bleiben können und niemand hätte wegen der Kosten etwas gesagt. Ich hatte alle Freiheiten und war insofern sehr privilegiert. Heutzutage bekommen Reporter noch nicht einmal ihre vollen Reisekosten erstattet. Die Ereignisse, zu denen sie fahren, finden ja nicht in ihrem Hinterhof statt. Unter den heutigen

Bedingungen könnte ich eine Reportage wie die in Pardubitz nicht mehr schreiben. Damals aber war nur eines wichtig: Ich musste eine gute Geschichte abliefern, egal, ob in drei Tagen oder in drei Wochen.

Was zeichnet eine gute Geschichte aus?

Kunkel: Sie muss den Eindruck der Unmittelbarkeit vermitteln. Der Reporter muss den Leser dort mit hinnehmen, wo dieser selbst nicht sein kann. Seine Aufgabe ist es, ihm mit seinen Worten das Geschehen vor Augen zu führen. Er muss die Ereignisse nicht nur darstellen, sondern auch reflektieren, damit der Leser sie einordnen kann. Er muss die verschiedenen Seiten zu Wort kommen lassen, muss Zusammenhänge herstellen, die Atmosphäre vermitteln und das alles auf unterhaltsame und spannende Weise. Im Idealfall präsentiert er dem Leser einen prächtigen Strauss voller Eindrücke und Informationen.

Rolf Kunkel wurden 1940 in der Hafenstadt Bremen geboren. Schon früh vom Fernweh gepackt, wurde er mit 16 Jahren Schiffsjunge bei der Handelsmarine. Nach sechs Jahren Seefahrt versuchte er sich erstmals vor dem Mikrofon. Es folgten 18 Jahre als Sportreporter und Moderator bei mehreren ARD- Rundfunkanstalten. Zwischendurch war er TV- Redakteur beim NDR und Sprecher beim Radio- und TV- Sender WEBH in Chicago. Im Jahr 1980 wechselte Kunkel zum Printjournalismus und war als Reporter für den Stern und den Spiegel unterwegs. Seit 1986 ist er freier Autor mit dem Schwerpunkt Auslandsreportagen.

Rolf Kunkel verfasste diverse Buchbeiträge und gewann verschiedene Journalistenpreise, darunter den 1. Kisch-Preis, (eine Kisch-Preis-Nominierung), den Theodor Wolff-Preis und den Preis der Bundeswehr für die beste Militärreportage. Daneben erhielt Kunkel zahlreiche Auszeichnungen vom Verband der Deutschen Sportpresse.

Annika Giese, Jahrgang 1985, studiert Journalistik und Kommunikationswissenschaft, Französisch sowie Psychologie an der Universität Hamburg. *Rolf Kunkel* erklärte ihr, was eine ausgezeichnete Reportage und Roulette gemeinsam haben: ein bisschen Glück gehört dazu.

Jana Kühle, Jahrgang 1983, studiert Germanistik, Journalistik und Kulturwissenschaft. Für das Buch "Medienmenschen" und die "Psychologie heute" führte sie bereits Interviews mit dem Publizisten Roger Willemsen und dem Philosophen Peter Sloterdijk. Im Gespräch mit *Rolf Kunkel* stellte die junge Journalistin fest, dass sich ein rhetorisch begabter Reporter nicht nur im Schriftlichen der bildhaften Sprache bedient.